Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen

Herausgeber: Bund Schweizer Architekten

Band: 77 (1990)

Heft: 9: Stadien = Stades = Stadiums

Artikel: Verwerfungen des Alltags : Günter Behnisch im Gespräch mit Klaus-Dieter Weiss, neuere Bauten von Behnisch und Partner

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-58392

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Verwerfungen des Alltags

Günter Behnisch im Gespräch mit Klaus-Dieter Weiss, neuere Bauten von Behnisch und Partner

Es gab eine Zeit, da galten Kreise im Grundriss als Symbol für Demokratie. Die 27 Kreise des Düsseldorfer Landtags, von Ihnen juriert, sind eine Spätfolge dieses Ansatzes. Sie selbst führten gerne ein demokratisches Motiv Ihrer Architektur ins Feld. Welche Merkmale und welchen Stellenwert hat eine sogenannte demokratische oder wie Sie heute formulieren «freiheitliche» Architektur? Ist Ihr Arbeitsansatz nicht ähnlich autonom wie der von Ungers?

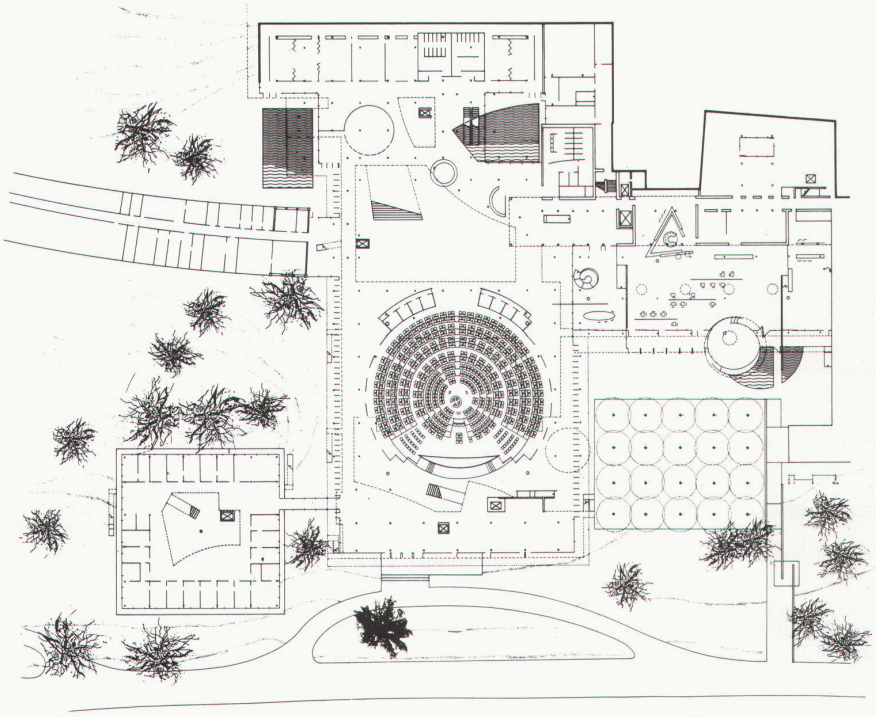
Selbstverständlich muss der Architekt letztlich vorschlagen und vielleicht auch entscheiden, welcher Formensprache er sich bedient. Das gilt für uns und jeden anderen Architekten. Aber die Frage ist doch, aus welchen Gründen und mit welchen Zielen wird diese Wahl getroffen. Die Begründung: Weil der Architekt Müller oder Schulze eine bestimmte formale Vorliebe pflegt..., wäre ein geradezu albernes Argument. Man kann sagen, einer ästhetisiert die Grundordnung der euklidischen Geometrie. Das hat man über Jahrtausende gemacht, vielleicht sieht ein solcher Architekt sich in solcher Entwicklungsreihe. Aber diese Geometrie und diese Mathematik haben wir hinter uns gelassen, das ist überholt und wissenschaftlich nicht zu halten. Man könnte sich dann nur noch auf ein entsprechend rückständiges Bewusstsein der breiten Bevölkerung beziehen und dieses zum Massstab machen. Aber nur das eigene architektonische Wollen in den Mittelpunkt zu stellen halte ich für nicht ausreichend. Entscheidend sind die Motive und Ergebnisse. Ich sehe gar keine Alternative zu dem Versuch, die Ideale und Ziele, die unserem Demokratiebegriff innewohnen und die sich natürlich auch verändern, der eigenen Arbeit zugrunde zu legen. Welche wollten Sie sonst zugrunde legen? Carlo Schmid sagte, unsere demokratische Ordnung habe letztlich das Ziel, unser Zusammenleben zu vermenschlichen. Wenn wir Teile unserer neuen Welt bauen, die doch die vorgegebene Welt unserer Kinder ist, bleibt gar nichts anderes übrig, als uns zu bemühen, diese Werte und Ideale aufzugreifen.

Aber welche genau sind es? Sind diese Ziele nicht immer noch interpretationsbedürftig?

Carlo Schmid hat das in seiner Abhandlung ganz präzise definiert. Und dem ist gar nicht zu widersprechen. Zum Beispiel das Respektieren von Minderheiten, der Schutz von Schwachen, das Interesse für die Probleme anderer, für das Vielfältige usw. Der Versuch, unser Zusammenleben, das doch von den Apparaten der Technik, des Politikerbetriebes, der Administration, der Finanzverwaltung permanent verhärtet wird, menschlich zu gestalten. Eine Aufgabe, die in früheren Zeiten auch von den Kirchen wahrgenommen wurde.

Ungers möchte diese hybride Welt in den Reduktionen seiner Architektur zusammenhalten. Ist dieses Ziel nicht ebenso menschlich?

Warum erwähnen Sie Ungers? Auch er hält nicht die hybride Welt mit Sandsteinwürfeln zusammen. Der Fortschritt unserer Welt kann nicht in einer geometrischen Ordnung alter Art liegen. Das ist einfach ein Missverständnis der möglichen Vielfalt und Offenheit unserer Welt gegenüber. Wir wollen diese Welt vielfältig, differenziert, verständnisvoll erleben – nicht in reduzierten Paketen. Die einzig denkbare Argumentation für den heute praktizierten sogenannten Rationalismus liegt meiner Ansicht nach in der Reaktion auf die unsere Welt vordergründig beherrschende Monotonie, scheinbare Einfachheit, mangelnde Differenziertheit. Das, was man als unabänderlich erkennt, wird dann im Schillerschen Sinne zum frei-



❶

en Wollen erklärt. In Schillers Briefen zur ästhetischen Erziehung des Menschen ist das nachzulesen. Der Mensch ist erst dann frei, wenn er das, was unabänderlich ist, zu seinem freien Wollen erklärt. Der Idealismus sah darin die einzige Möglichkeit der Freiheit. Während wir heute diese Freiheit im Überbau auch auf die reale Welt übertragen wollen. Der Mensch kann in absoluter Freiheit sicher nur schwer existieren, er würde sich seine Zwänge dann selbst schaffen. Das gäbe beiden Denkweisen recht. Trotzdem sollte man Zwänge innerhalb unserer Realität, die wir abbauen können, auch tatsächlich abbauen und nicht festschreiben.

Was bedeutet das für Ihre entwerferische Praxis?

Einmal gibt es Gebäude, die unmittelbar demokratischen Organen dienen. Dann gibt es einen demokratischen Weg der Entscheidungsfindung, um Architektur zu realisieren. Das fängt im eigenen Büro an. Drittens kann die Ordnung eines Grundrisses zwingend sein, oder er kann offen sein und demokratische Werte widerspiegeln. Und viertens gibt es formale Ordnungen, Hierarchien zum Beispiel, wie der Teil zum Ganzen steht. Hier sehe ich Parallelen zur möglichen Ordnung einer freien Gesellschaft.

Aber neben dem Quadrat wäre doch auch der Kreis eine relativ platte Formel für diese Absichten.

Wir haben den Kreis nie favorisiert in der Absicht, damit demokratische Architektur oder Symbole für Architektur schaffen zu können. Im Plenarsaal des Bonner Bundeshauses haben wir die Sitzordnung kreisförmig angelegt. Die Abgeordneten wollten ein Diskussionsparlament, nicht ein Vortragsparlament. Das Bild des «Hohen Gerichts», verkörpert durch die Regierung, sollte abgelöst werden. Das hat also einen anderen Hintergrund. Hans Schwippert wollte das ursprünglich auch, vielleicht ist er mit den Platzverhältnissen nicht zurechtgekommen.

Konrad Adenauer hat das damals als zu revolutionäre Neuerung abgelehnt. Aber geht die Ausweitung dieser Idee im Düsseldorfer Landtag nicht viel zu weit?

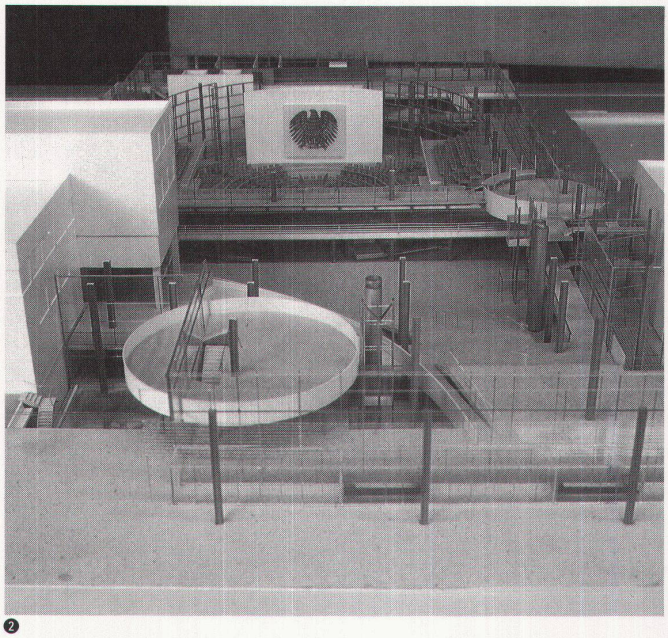
Die Entscheidung in Düsseldorf war innerhalb eines Wettbewerbs ja eine relative. Zum anderen zeigt der Blick vom benachbarten Fernsehturm eine einprägsame Form. Das kann man nicht bestreiten. Drittens sieht es nicht aus wie ein Bürohaus. Und viertens lässt die Durchführung vielleicht die erhoffte Differenziertheit etwas vermissen. Dadurch könnten die Kreise schliesslich etwas vordergründig wirken. Aber das sind Marginalien. Es ist eine grosse Leistung, ein solches Gebäude zu schaffen. Die kreisförmige Ordnung unseres Plenarsaales ist nicht zuerst Symbol (selbst wenn diese schliesslich so gelesen werden sollte). Man wollte ein Diskussionsparlament. Und man diskutiert einfacher und vielleicht auch weniger verkrampft, wenn man in *einem* Kreise sitzt, wenn nicht schon von der Anordnung der Sitze her Konfrontationen aufgebaut wurden. Bei der Erweiterung der Bundesbank in Frankfurt ist der Kreis aus anderen Gründen entstanden. Hier war die Absicht, ein städtebauliches Ensemble zu entwickeln, das im Stadtbild mit den Hochhäusern der Banken konkurrieren konnte. Zu dem vorhandenen Fernsehturm und zu der ebenfalls schon existierenden Bürohausscheibe gehört ein anderes gleich starkes Element, der schwebende Kreis.

Wo sehen Sie die Wurzeln Ihrer Arbeit? Gibt es ganz bestimmte Auslöser, in Form von Personen oder Gebäuden, durch die Sie zu Ihrem eigenen Architekturverständnis gefunden haben?

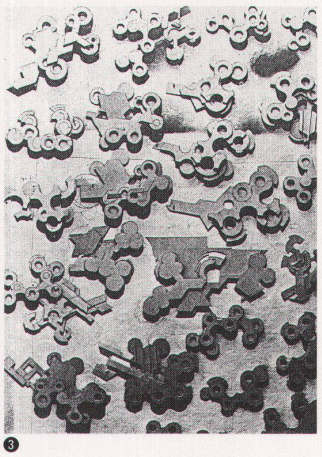
Es gibt sicherlich viele Wurzeln oder Verbindungen. Im einzelnen ist das sehr schwer festzumachen. Mein

❶ ❷
Plenarsaal des Deutschen Bundestages in Bonn, aktueller Planungsstand
Projektgruppe: Gerald Staib (Projektleiter), Till-Markus Bauer, Matthias Burkart, Arnold Ehrhardt, Hubert Eilers, Steffi Georg, Ralph Helmer, Götz Klieber, Achim Kulla, Ansgar Lamott, Alexander v. Padberg, Falk Petry, Anke Pfudel, Eberhard Pritzer, Alexander v. Salmuth, Kay v. Scholley, Ernst-Ulrich Tillmanns, Matthias Wichmann, Carola Wiese, Jens Wittfoth

❸
Wettbewerbsentwurf Bundesbauten in Bonn, 1973



❷



❸

Weg ist über die alte Stuttgarter Schule gegangen, die sehr auf eine werk- und materialgerechte Architektur geachtet hat. So bin ich über Konstruktion und Material mit dem Thema Architektur vertraut geworden. In den ersten Jahren bin ich von Rolf Gutbrod stark beeinflusst worden. Aber insgesamt waren meine Lehrjahre fast mehr ein durch die Gegend Torkeln als eine konsequente Entscheidung. Es war nicht der einzig mögliche Weg, andere hätten zum gleichen Ziel führen können. In den 50er und 60er Jahren war die Arbeit unseres Büros etwas zu eng angelegt. Aber im nachhinein relativiert sich das. Jetzt ist das Büro sehr gross geworden. Vor dem Hintergrund der etwas legeren, schlecht organisierten, aber freiheitlichen Ordnung unseres Büros – auch bei einem fortwährenden Wechsel der Personen – wird sich jetzt das Problem stellen, den Weg zu finden, der uns erlaubt, in unserer Bandbreite zu bleiben, ohne Ausreisser. Das ist schon ein gewisses Risiko.

Die Grösse des Büros ist sicher ein grundsätzliches Problem.

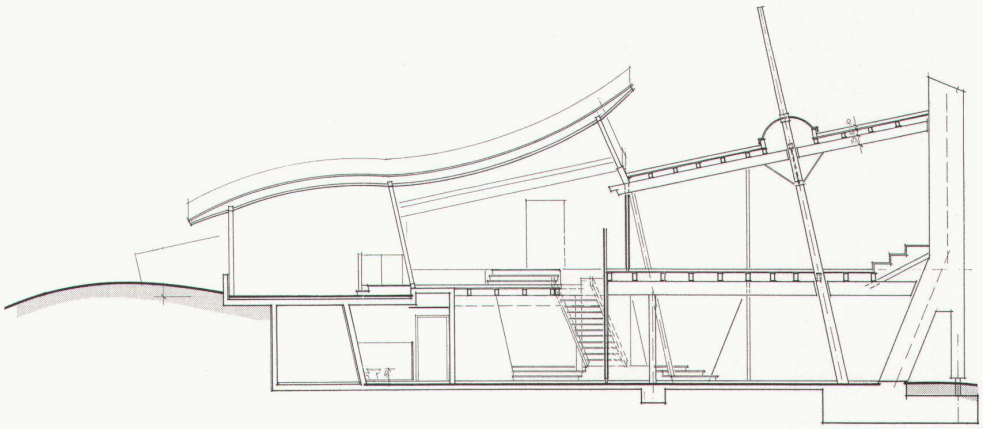
Wir haben das Büro schon geteilt. Wir merkten, das grosse Büro regt nicht mehr an, sondern belastet. Auf der anderen Seite fehlt in einem sehr kleinen Büro die notwendige Anregung durch verschiedene Projekte. Zwei, drei, vier Projekte nebeneinander, das ist ganz schön. Dreissig Architekten, das ist noch eine vernünftige Grösse. Eigentlich möchte ich dieses Büro hier noch einmal teilen, wobei sich immer völlig autonome Büros ergeben sollten, ohne Aussenverwaltung. Ich werde jetzt 68 Jahre alt. Ich kenne niemanden, der bereit wäre, das grosse Büro zu übernehmen. Bei Projekten, die oft über sieben oder acht Jahre laufen, muss ich eine Form finden, in der kleinere Einheiten weitergeführt werden können. Unser Büro in der Stadt arbeitet schon sehr selbständig. Es gibt auch Kooperationen bei einzelnen Fragen, aber im Grunde sollen es selbständige Büros sein.

Ihre Architektur will kein Idealbild der Welt entwerfen, sondern sich den Verwerfungen des Alltags, der Bauaufgabe, des Materials spielerisch unterordnen?

Wir wollen schon eine bessere Welt bauen. Aber vielleicht keine ideale Welt, keine absolut ideale Welt. Wir wissen, dass das nicht möglich ist. Anderseits möchten wir die Welt auch nicht einfach reproduzieren.

Der neue Kindergarten im Stuttgarter Stadtteil Luginsland wird in der Tagespresse mit Baukosten von etwa 2,4 Millionen Mark angegeben – für 56 Kinder. Welchen Mehraufwand für die Freiheit der Form geben Sie zu? Nur das überdurchschnittliche Engagement der Architekten und Handwerker, die ein bis zwei Prozent der Bausumme, die Gehry wie es heisst beim Vitra-Museum zusätzlich benötigte? Oder liegt der Preis für dieses informelle Bauen noch höher? Kindergartenplätze sind rar.

Die Baukosten lagen bei 1,7 Millionen – mit Grundstück, Einrichtungen, Nebenkosten 2,4 Millionen. Das sind im Vergleich zu einem Norm-Kindergarten, wie ihn die Stadt normalerweise gebaut hätte, Mehrkosten von 200000 Mark. Die Stadt hat diese Kosten akzeptiert. Aber das ist nicht das wichtigste Thema bei diesem Bauwerk. Im Regelfall arbeiten wir innerhalb der Kostenlimits. Bei der Universitätsbibliothek in Eichstätt zum Beispiel waren die Kostenlimits des Landes einzuhalten. Das gleiche gilt für Schulbauten. Sicherlich besteht die Gefahr, dass eine Architektur, die sich nicht einfach der formalen und technischen Normen des Alltags bedient, teurer werden könnte. Dies muss man dann durch mehr Einsatz, durch mehr Engagement ausgleichen. Und das gelingt. Wir arbeiten jedenfalls in der Regel in «normalen» Kostenrahmen.



❹

❹ ❺ ❻
Kindergarten, Stuttgart, 1987–1990,
Projekt: Sibylle Kappel-Klieber

Wie interpretieren Sie die Symbolsprache dieses offensichtlich angeschlagenen Schiffes? Dokumentiert es einen Aufbruch oder einen Untergang?

Es ist im Grunde ein Spass. Neben unserem Schiff stehen ganz normale schwäbische Ein-, Zwei- und Dreifamilienhäuser – mit Hilfe des Kunstgriffs Einliegerwohnung «aufgewertet». So wie man hier baut: sehr geschickt und sehr schlau, sehr auf praktische Ausnutzung bedacht. Aber nicht besonders phantasievoll, nicht besonders risikoreich. Darauf basiert der Versuch, diese Kinderwelt von dem, was um sie herum passiert, etwas abzusetzen. Es war vielleicht die Idee, den Kindern beim Betreten ihres Kindergartens einen anderen Ausschnitt der Welt zu zeigen, der weniger zweckrational und vielleicht auch weniger am Profit orientiert ist. Das reicht bis ins Märchenhafte oder auch Unwirkliche hinein. Ob das Schiff untergeht oder aufgeht oder schwankt, das ist egal.

Man könnte sich fragen, ob es besser ist, Kleinkinder mit einer Ordnung zu umgeben, die sie selbst in Frage stellen können, oder diese Ordnung erst gar nicht aufkommen zu lassen.

Aus dem, was man üblicherweise Ordnung nennt, kommen die Kinder. Diese Ordnung kennen sie seit drei oder vier Jahren. Und nach den drei oder vier Stunden Aufenthalt im Kindergarten gehen sie in diese Ordnung zurück. Die Strasse ist geordnet, der Verkehr, der Fussweg..., alles um sie herum ist geordnet. Wir sehen in der Andersartigkeit dieser Architektur eine Ergänzung, eine bis dahin fehlende Komponente unserer Welt, eine andere Ordnung. Unsere Welt ist eben nicht nur «ordentlich» und auch nicht nur sinnvoll geordnet. Sie ist in Teilen nicht regelhaft, sondern überraschend, nicht genau erklärbar. Momente, die im Alltag verborgen sind, werden aufgedeckt.

Also spielerische Motive wie Strandgut, Baumhaus, Huckleberry Finn...

Ohne vorhersehen zu können, wie es auf die Kinder wirkt, war das entscheidende Motiv für uns das Märchenhafte. Wir dachten aber auch an den Erinnerungswert – «dieses alberne Ding von Schiff», an das man sich doch gerne zurückerinnert oder das die Kinder später noch verbindet. Ist das nicht besser, als sich an ein einfältiges Haus erinnern zu müssen? Eigentlich ist es ganz schön, wenn es ein paar Orte gibt, die nicht ganz «normal» sind. Da spielt auch die Idee der Landmarke mit.

Einmal abgesehen von der Landmarke, das könnte man auch als Flucht interpretieren.

Es gibt viele Gründe, unseren in Teilen problematischen Alltag zu fliehen. Für alle, auch für Kinder. Wenn Sie das so meinen, habe ich nichts dagegen. Aber Alltagsflüchtlinge sind wir normalerweise nicht. Wir versuchen den Alltag, der etwas verbogen und mit Schlagseite auf uns zukommt, zu ergänzen, wir versuchen, die einseitige Welt unserer Wirtschaft und unserer Ordnungen runder und komplexer zu machen. Wir überlegen uns, welche Kräfte gewirkt haben, bis dasjenige auf uns zukam, was jetzt unsere Welt beherrscht. Das sind doch die verselbständigten Kräfte der Apparate. Ob eine Strasse gebaut wird, eine S-Bahn-Trasse, ganz gleich...: Produktion, Organisation, Strassenverkehrsordnung gehen über den einzelnen Menschen hinweg. Dadurch, dass man diese Mechanismen in der eigenen Arbeit in Frage stellt, relativiert man ihren Einfluss, ihren Anspruch auf Dominanz.

Diese Argumentation erinnert mich an die Schutzfunktion einer Byker Wall bei Ralph Erskine. Das hat die hohe Qualität einer Oase, ohne sich aber unmittelbar den Problemen zu stellen. Nicht Dekonstruktivismus, sondern Idylle?

5

6

Das Risiko unterschiedlicher Interpretationen gibt es immer. Die Gefahren, die in der Normalität des Alltags liegen, schätzen wir höher ein. Teile dessen, was man Dekonstruktivismus nennt, sind uns nahe – das Infragestellen der angeblich sachzwingenden Ordnung. Das liegt uns sehr nahe, ohne dass wir uns deshalb selbst als Dekonstruktivisten verstehen. Wir möchten so eng nicht interpretiert werden.

Die neuesten Arbeitsmodelle auf den Tischen Ihrer Mitarbeiter zeigen schon Tendenzen in diese Richtung.

Wir leben in unserer Zeit. Und der Dekonstruktivismus ist ja ein Ausfluss der Probleme unserer Zeit. Der Dekonstruktivismus ist nicht gemacht worden, sondern entstanden.

Was allerdings gerne anders dargestellt wird… Angeblich hat allein Philip Johnson diese Mode kreiert, nicht zuletzt mit Hilfe der entsprechenden Ausstellung im Museum of Modern Art. Darauf verweist unter anderen auch Ungers.

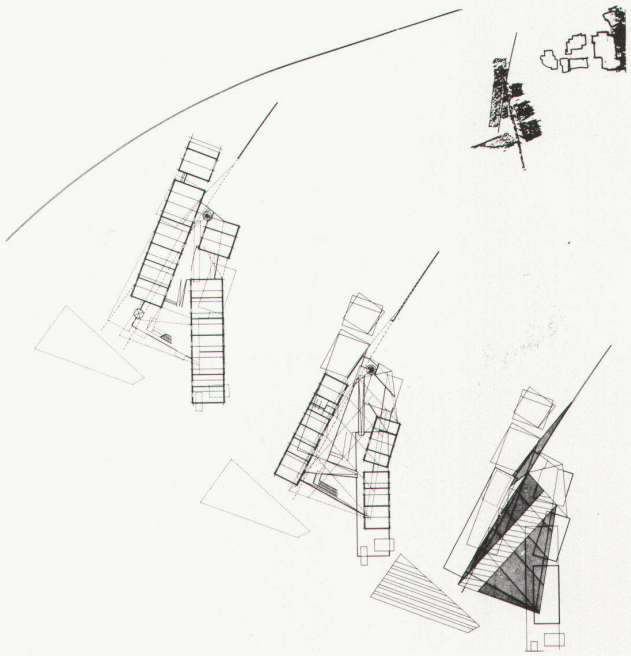
Die Tendenzen des Dekonstruktivismus beantworten und kompensieren Probleme der Zeit. Man kann diese Probleme kompensieren, indem man die Brüche aufzeigt oder die Zwänge sichtbar zerstört – oder aber, indem man den Zwang zum freien Wollen macht. Das ist auch ein Weg, eine Kompensation der gleichen Zwänge. Diese Zwänge kann man ästhetisieren. Ich meine, dass Ungers dies auch tut. Das kann durchaus zu einer gewissen Härte führen, wie etwa beim Lageplan zum Märkischen Viertel, der in 25 Minuten entstanden sein soll. Doch selbst eine orthogonale Ordnung kann sich ja spielerisch und offen entwickeln. Aber prinzipiell ist diese Autonomie der Ordnung ein wesentlicher Bestandteil dieser Architektur. Die Ästhetik der Gegenbewegung ist der Dekonstruktivismus. Und das ist auch ein Teil unserer Architektur. Das Hysolar-Institut war schon lange fertig, als Johnson seine Ausstellung gemacht hat. Coop Himmelblau hat schon lange davor in diese Richtung gearbeitet. Und an meinem Lehrstuhl in Darmstadt arbeiteten die Studenten seit 10 oder 15 Jahren an Entwürfen, die man dekonstruktivistisch nennen kann. Ich möchte mein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Derjenige Teil der Darmstädter Schule, der in diese Richtung weist, ist über meinen Lehrstuhl gelaufen. Es wäre zu vordergründig und eng gesehen, wollte man in der Ausstellung von Philip Johnson mehr sehen als das Markieren einer ohnehin vollzogenen Entwicklung. Das ist der normale Weg der Ausstellungsmacher. Auch unser Hysolar-Institut – oder auch das Bibliotheksgebäude der Katholischen Universität in Eichstätt – ist die Materialisation oder Manifestation eines ohnehin vorhandenen Trends, lebendiger Kräfte. Ob man sich einem solchen Weg völlig verschreibt oder ihn nur einbindet in seine sonstige Arbeit – was uns tatsächlich näher liegt –, das ist die eigene Entscheidung. Insofern prägen sich Erscheinungen des Dekonstruktivismus mehr oder weniger stark aus, auch in unseren Arbeiten.

«… das Werk dilettierender Chaoten: billig, ruppig, windschief, offenbar ein hastig zusammengehauener Studentenulk, vermutlich die Schrulle eines Sonderlings.» Trifft Sie dieses Verdikt des «Spiegel», gemünzt auf das Hysolar-Institut? «… gewolltes Chaos, vorgeplante Hässlichkeit…», beim neuen Kindergarten wurde sogar das Verwaltungsgericht bemüht.

Man kann Dinge, die existieren, unterschiedlich sehen. Ein Denkmal, irgendwo mitten auf einen Platz gestellt, hat sehr viele verschiedene Seiten und provoziert entsprechend unterschiedliche Deutungen. Das ist auch in der Architektur ähnlich. Man kann letztlich nur das sehen, was man sehen kann. Die eigene Denkstruktur muss vorbereitet sein für das, was man

❼ ❽
Hysolar-Institutsgebäude der Universität Stuttgart, 1986/87 (siehe auch «Werk, Bauen+Wohnen» 5/1988)
Projektgruppe: Frank Stepper, Arnold Ehrhardt

❼



❽

sieht. Das erfordert sicher auch für einige Anwohner unseres Kindergartens ein Umdenken oder einen Lernprozess, oder wenigstens die Bereitschaft, «das andere» zu akzeptieren.

Es gibt eine frappierende Ähnlichkeit zwischen den Treppengeländern des Hysolar-Instituts von 1987 und einem entsprechenden Beispiel fast 30 Jahre früher, der Aussentreppe des Kölner Rheinpark-Cafés von Rambald von Steinbüchel-Rheinwall. Können Sie mit dieser Kongruenz leben?

Selbstverständlich, das sind einfach ähnliche Probleme. Die 50er Jahre... Ich habe 1951 angefangen als Architekt zu arbeiten. Und meine eigenen Entwürfe zu Studienzeiten sehen aus, als seien sie schon damals, Ende der 40er Jahre, dekonstruktivistisch gewesen. Das war einfach damals im Zeitgeist. Ich kann mich noch genau an meine Freude erinnern daran, die Formen zu verdrehen, die scheinbare Harmonie der alten Architektur aufzubrechen. Sicher war das nicht der Dekonstruktivismus unserer Tage, aber es war wie heute eine Revolte gegen die überkommenen harmonischen und traditionellen Formen oder Erscheinungen. Wir hatten doch erlebt, dass eine unredliche Harmonie Unheil anrichten und dieses auch vertuschen kann.

War das traditionelle Architekturmotiv nach den Kriegszerstörungen denn so präsent?

Die Ordnung der Vorkriegsarchitektur war offensichtlich als These immer noch stark genug, um eine Antithese heraufzubeschwören, die sich von dieser Scheinheiligkeit deutlich distanzierte. Wenn Sie sich Arbeiten von Gutbrod ansehen, bei dem ich gearbeitet habe, wird das deutlich. Seine Milchbar in der Gartenschau am Killesberg, leider viel zu wenig bekannt, ist heute noch ein faszinierender Bau – trotz der späteren Entstellungen. Oder das Loba-Haus am Olga-Eck in der Innenstadt – leider farblich ebenfalls verdorben. Beide Projekte Gutbrods würden heute noch als neuzeitlich und ungewöhnlich durchgehen können. In den 50er Jahren war das schon da, zum Teil ebenso extrem zersplittert wie heute. Auch die Verkaufsstellen, die Gutbrod für Volkswagen gebaut hat – inzwischen alle verschwunden, die wären heute noch flott. Von Eiermann-Schülern stammt das Technische Rathaus in Pforzheim: überaus lebendig. Damals ist auf diesem Gebiet schon viel passiert. Eine ähnliche Parallele lässt sich zu Arbeiten russischer Konstruktivisten ziehen, deren Qualität heute zum Teil noch gar nicht erreicht worden ist. Der Konstruktivismus orientierte sich nicht nur am «Konstruktiven» und Materiellen; er war eine in hohem Masse idealistische Architektur. Heute könnte die seinerzeit «konstruktivistisch» genannte Architektur «dekonstruktivistisch» sein.

Was halten Sie von der unmittelbaren Mitbestimmung des sogenannten Nutzers an der für ihn bestimmten Architektur? Ist das ein Motiv gerade für eine frei formulierte Architektur?

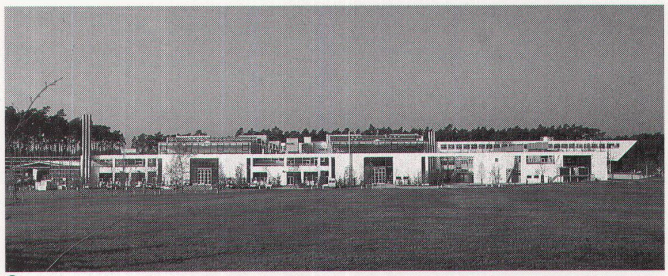
Wir haben ein solches Projekt in der extremen Form wie bei Eilfried Huth noch nicht erlebt. Theoretisch und idealistisch sage ich, das ist eine sehr schöne Sache, es müsste eigentlich praktiziert werden. Im praktischen Ablauf sind mit Sicherheit viele Probleme und Schwierigkeiten zu erwarten, auch formaler Art. Ich bin bisher noch davongekommen.

Angesichts des neuen Kindergartens könnte einem die Idee kommen: Aha, da haben die Leute selbst mitgemacht.

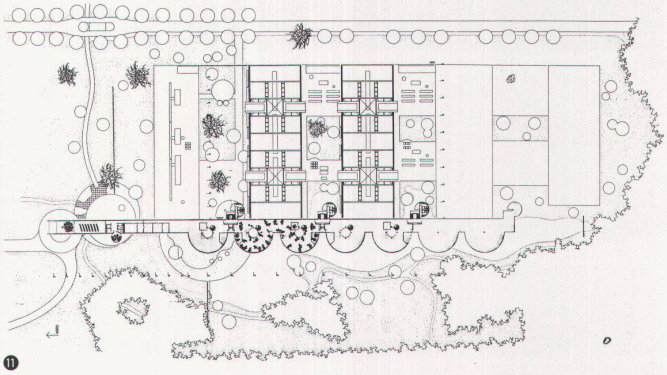
Das Schiff als Idee haben die Kinder schon mitgetragen. Bei selbstgenutzten Häusern oder Wohnungen ist es wohl legitim, dass Bewohner auch im Formalen mit entscheiden – nicht allzu stark im äusseren Bereich, aber im Inneren des Hauses. Innerhalb einer Gebäudegruppe sollte man al-

❾ ❿ ⓫
Leybold Bb AG, Werk Alzenau, 1985–1987, Ansichten von Osten und Südwesten, Normalgeschoss
Projektgruppe: Andreas Theilig, Herbert Jötten, Uwe Schindler, Ulrich Liebert
Mitarbeiter: Hubert Eilers, Wolfgang Hinkfoth, Anke Pfudel, Ute Rudolph-Kumpf, Ernst-Ulrich Tillmanns
Bauleitung: Ulrich Liebert, Rudolf Lettner
Landschaft mit: Thorsten Gesswein

❾



❿



⓫

lerdings vermeiden, sich gegenseitig durch Äusserlichkeiten zu provozieren. Auch in Graz, bei dem Projekt von Huth, entstand ja ein Gruppenimage, wenn auch anderer Art. Beim Wettbewerb für Berlin-Tegel vor 10 Jahren schwebte mir ein ähnlicher Gedanke vor. Das war im Rahmen der IBA als Experiment gedacht. Ich war der Meinung, die IBA sollte Besseres vorzeigen als schicke Formen aus Ost und West und Süd und Nord. Ein solches Wohnexperiment im Werden und mitten im Betrieb hätte vielleicht ein lebendigeres und damit auf andere Weise schönes Beispiel für eine Bauausstellung abgegeben. Ich hätte es gerne durchgeführt. Im Moment, bei der Organisation und Grösse unseres Büros, sähe ich Schwierigkeiten.

Was hätten Sie denn – aus heutiger Sicht – anders gemacht bei diesem Projekt? In Anbetracht der mittlerweile vorhandenen Neubauten, auf die die Tegeler ja sehr stolz sind.

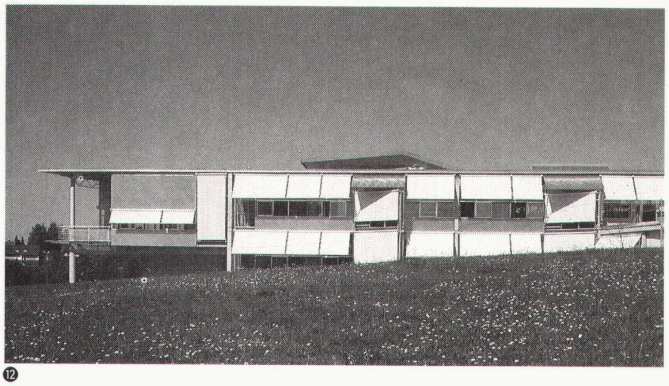
Inzwischen bin ich so abgebrüht, tolerant oder ruhig geworden, dass ich mir sage, ich kann nur versuchen, meinen Bereich zu beeinflussen – in der Art, in der ich oder andere hier im Büro es für richtig halten. Das, was andere machen, sollen auch andere verantworten. Die Moore-Bauten finde ich nicht gut, aufgeblasen, absurd. Nicht skurril-absurd, sondern pathetisch-absurd. Den Wettbewerb in Tegel würde ich heute vermutlich ähnlich angehen wie vor 10 Jahren, in den planerischen Aussagen deutlicher.

Der Ansatz war die neutrale Struktur.

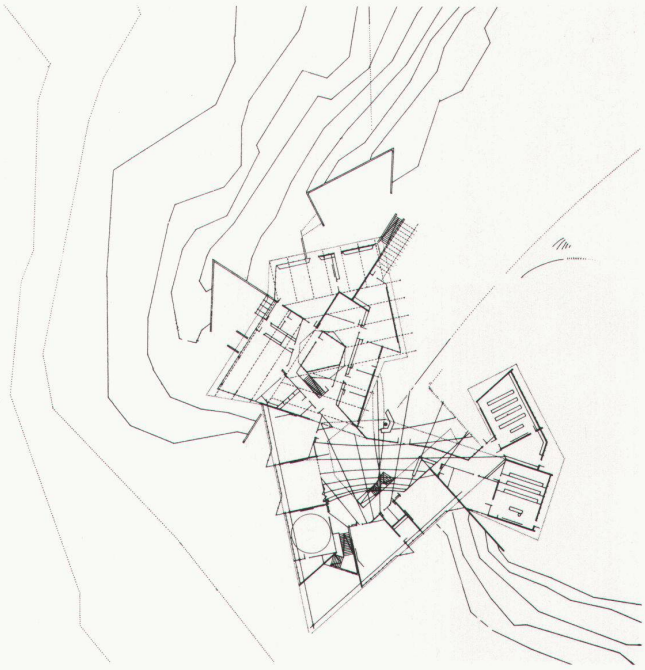
Es waren verschiedene Modelle (an denen Werner Durth massgeblich mitgearbeitet hat) mit einem jeweils unterschiedlichen Grad an Mitbestimmung und Mitwirkung. Die Idee war hauptsächlich die, die Abwicklung und Realisation dieser Modelle auch in verschiedenen Phasen – gleichzeitig und nebeneinander – zu dokumentieren und auszustellen. Es wäre eine Ausstellung nicht nur von Ergebnissen, sondern auch von Arbeitsweisen geworden. Das wäre ganz interessant gewesen, in der Anschaulichkeit auch ungewöhnlich. Inhaltlich wäre es mir sympathischer gewesen als das, was tatsächlich gemacht worden ist. Diese letzte IBA hat doch den Neubauteil betreffend keinerlei Spuren hinterlassen, ganz im Gegensatz zu ihrem Pendant 1957. Ich wüsste heute nicht, worin ein nachdenkenswertes Ergebnis dieses Teils der jüngsten IBA liegen sollte. Hämers Arbeiten haben andere Qualitäten.

Sie haben die vielfältigsten und grössten Bauaufgaben bewältigt, ohne sich jemals den Zwängen, vielleicht auch den städtebaulichen Bindungen des Wohnungsbaus in der Praxis auszusetzen. Liegt das daran, dass Sie sich vor allem in Wettbewerben engagieren – gerade in letzter Zeit sehr erfolgreich – oder sind Ihnen die Möglichkeiten innerhalb der Grenzen deutscher Normengründlichkeit zu kleinkariert, in Ihren Worten zu «praktisch-funktional vorbestimmt»? Gehört auf der anderen Seite das Wohnen nicht zu den wichtigsten Bewährungsproben und vor allem Überzeugungsfeldern der Architektur?

Es gab mal eine Zeit, da hätten wir gerne Wohnbauten geplant. Ich empfinde es auch jetzt noch als eine Lücke oder einen Mangel, dass wir uns nicht im Wohnungsbau engagiert haben oder engagieren konnten. Der direkte Anlass ist tatsächlich die Tatsache, dass wir unsere Aufträge immer über Wettbewerbe bekommen haben. Zu den Instanzen, die Wohnungsbauten organisiert und vergeben haben, bestand nie ein besonders gutes Verhältnis. Ein entsprechender Auftrag ist also nicht an uns herangetragen worden. An dem, was in den 70er Jahren passiert ist im Wohnungsbau, hätte ich mich allerdings ohnehin nicht beteiligen wollen. Das Märkische Viertel in Berlin war in meinen Augen schon zum Zeitpunkt seiner Planung nicht



⓬



⓭

⓬ ⓭
Hauptschule auf dem Schäfersfeld in Lorch, 1979–1982
Projektarchitekt: Christian Kandzia
Mitarbeiter: Dieter Kauffmann
Bauleitung: Lothar Frey

vertretbar. Das gleiche gilt für Neu-Perlach in München oder Wohngebiete in Hamburg oder anderen Städten. Der Gedanke, mit Wohnungen städtebauliche Grossfiguren auszufüllen, erschien mir schon immer absurd. Vielleicht ist von daher unser Engagement gar nicht möglich gewesen.

Es gibt allerdings ein recht interessantes Haus für den Hausmeister der Berufsschule in Herrenberg aus dem Jahr 1983.

Ja, das ist ganz lustig. Wir haben in diesem Rahmen einige Wohnhäuser für Hausmeister gebaut.

Wie gelingt es Ihnen, innerhalb der Abwicklung mit Generalunternehmern – beim Kindergarten wie auch beim Hysolar-Institut – formal bis zum letzten Detail die Oberhand zu behalten?

Nur bei diesen beiden Bauten haben wir mit Generalunternehmern gearbeitet. Wir haben uns sehr engagiert. Und die Inhaber und Mitarbeiter dieser Firmen desgleichen. Ich meine, dass die Art, in der man sich einer Sache annimmt, die Sache mitbestimmt.

Was halten Sie selbst für Ihren wichtigsten Bau, wenn es das Hysolar-Institut nicht ist? An der Bearbeitungszeit gemessen, müsste es das Bonner Bundeshaus sein.

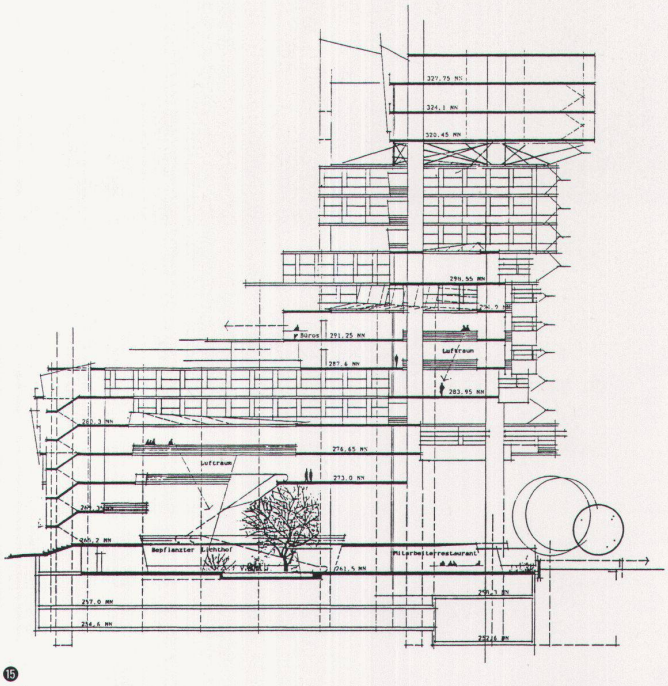
Unser Büro ist vertikal gegliedert. Jeder soll alles machen für ein Projekt, oder wenigstens alles machen können. Das Engagement der Architekten im Büro an ihrem Projekt ist erforderlich. Das Hysolar-Gebäude wurde von Frank Stepper und Arnold Ehrhardt «gemacht». Beide haben sicher ihr Bestes eingebracht. Und ich hoffe, dass beide auch durch unser Büro zugewonnen haben. Eine immer wiederkehrende Situation: Gerald Staib und das Diakoniegebäude in Stuttgart, Christian Kandzia und die Schulgebäude in Lorch und Alfdorf, der Kindergarten in Stuttgart-Neugereut..., Hannes Hübner und die Sporthallen in Waiblingen und Rothenburg, die Schule in Lorch... usw. usw. Ich kann hier nicht ein Bauwerk oder gar einen Mitarbeiter besonders herausstellen. Das wäre nicht fair.

Meine Fragestellung beruhte darauf, dass Sie das Hysolar-Institut selbst schon als einen Nebenweg Ihres Büros bezeichnet haben.

Dieser Formulierung stimme ich nicht zu. Zur Sache: Sie müssen sich das so vorstellen. In unserem Büro sind zurzeit etwa 50 Architekten. Aus mehreren Gründen bin ich der Meinung, dass man tendenziell freie Architektur nicht mit Knechten machen kann. Das heisst, dass jeder tendenziell bei uns frei arbeitet. Bedingung ist, dass er eine Bandbreite akzeptiert, innerhalb derer wir im Büro arbeiten wollen, und dass er unser Instrument spielen kann. Dieses Spektrum ist gekennzeichnet durch menschliche und philosophische Werte. Die Grenzen liegen da, wo das Humane ins Inhumane umschlägt, da, wo das Differenzierte ins Monotone umschlägt, und so fort. Innerhalb dieser Grenzen jedoch ändert sich zum einen die Situation der hier permanent Tätigen – das sind sehr wenige – durch wechselnde äussere Einflüsse, aber auch durch altersbedingte Entwicklungen usw. Zum anderen sollte jeder Mitarbeiter nach Möglichkeit einen Weg gehen, der bisher noch nicht begangen worden ist. Wir versuchen neue Pfade zu finden, nichts zweimal zu machen. Denn das, was wir bereits entdeckt haben, kann keine Entdeckerfreude mehr vermitteln. Ich meine, wir sollten Freude an der Arbeit haben. Dieses Ziel erreichen wir zum Beispiel auf der Suche nach dem Besonderen, nicht in der konventionellen Abwicklung und Verwaltung einer Bauaufgabe. Das Besondere liegt in der Aufgabe begründet. Beim Hysolar-Institut bot die Aufgabe selbst nicht viel Neues. Es gab so viel Platz für formale Experimente.

⓮ ⓯
Hauptverwaltung Landesgirokasse, Areal Reithalle in Stuttgart, Projekt 1989/90
Projektgruppe: Stefan Behnisch, Eberhard Pritzer, Uli Mangold, Ken Radkey

⓮



⓯

Ihre Frage nach dem bedeutendsten Bau: Es gibt innerhalb der Arbeit unseres Büros mehrere Marksteine. Das Büro entwickelt sich nicht linear. In dem Moment, in dem sich eine zusätzliche Übereinstimmung mit dem Zeitgeschehen ergibt, entsteht mitunter ein besonders treffender Bau. Der Olympia-Park in München markiert einen solchen Entwicklungsknoten. Die Fachhochschule in Ulm war seinerzeit ein solcher Knoten. Auch das Hysolar-Institut ist ein Knotenpunkt, wenn auch etwas abseits der Hauptströme des Büros. Einige Bauten wären zu nennen, jeder innerhalb eines bestimmten gesellschaftlichen Umfeldes. Das Diakoniegebäude in Stuttgart, das Bibliotheksgebäude in Eichstätt, die Leybold-Fabrikanlage in Alzenau u.a.m. Wir haben glücklicherweise wenige Bauten entworfen, die ich heute nicht mehr aufsuchen wollte. Das sind vielleicht drei oder vier.

Das würden Sie zugeben? Den Mut haben wenige Architekten.

Ja, doch. Das war die Zeit, in der wir die vorgefertigten Konstruktionen in den Mittelpunkt unserer Arbeit geschoben hatten, in der ersten Hälfte der 60er Jahre. Drei, vier dieser Beispiele… Bei einem Bau hatten wir das Glück, dass wir vor 10 Jahren eine Erweiterung und einen Umbau vornehmen konnten; die Schule in Alfdorf im Schwäbischen Wald. Dort haben wir eine Art Wiedergutmachung versucht, durch eine besonders liebevolle Bearbeitung seitens Christian Kandzia.

Das Bonner Bundeshaus quält Sie schon seit langem. Gab es mitunter die Situation, es einfach sein zu lassen? Oder ist das für ein Prestigeobjekt dieser Art undenkbar?

Die Überlegung gab es sicher auf beiden Seiten, sowohl in Bonn als auch in unserem Büro. Leicht gibt man solch ein Prestigeobjekt nicht auf. Dazu kam, dass diese Bauaufgabe in der Bundesbaudirektion jahrelang in nicht so guten Händen war. Wir hatten einfach Angst, den Bau in dieser Situation im Stich zu lassen. Die Verantwortung der Aufgabe gegenüber…, es gab sicher mehrere Motive. In den letzten Jahren auch die Tatsache, dass Mitarbeiter unseres Büros schon jahrelang an dieser Aufgabe gearbeitet haben. Deren Engagement steckt auch in dieser Aufgabe. Das kann man nicht einfach übergehen oder für null und nichtig erklären.

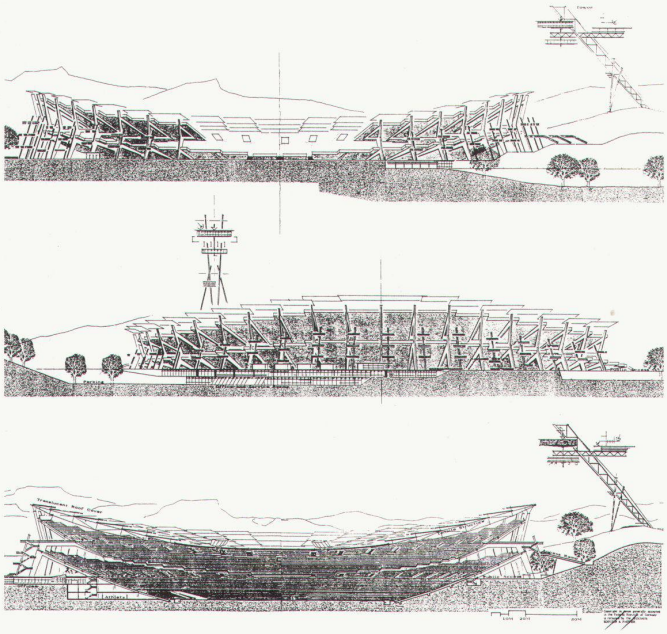
Ist es nicht schwer, gegen so viel Widerstand anzuarbeiten?

Wir haben sehr schwere Zeiten gehabt. 1973 war der Wettbewerb entschieden, vor 17 Jahren. Die Aufgabe hat sich auf Bauherrenseite mindestens zweimal prinzipiell verändert. Es ist schwer, gegen eine Bürokratie anzuarbeiten, die nicht gutwillig ist, die nicht mitträgt. Wir haben versucht, diese Kämpfe und Probleme aus dem Büro herauszuhalten, um die Arbeit am Projekt selbst nicht zu gefährden. Dennoch fordert dieser Bau eine gewaltige Energie auch auf Seiten der Mitarbeiter – um durchzuhalten, um vor allem Freude und Interesse wachzuhalten.

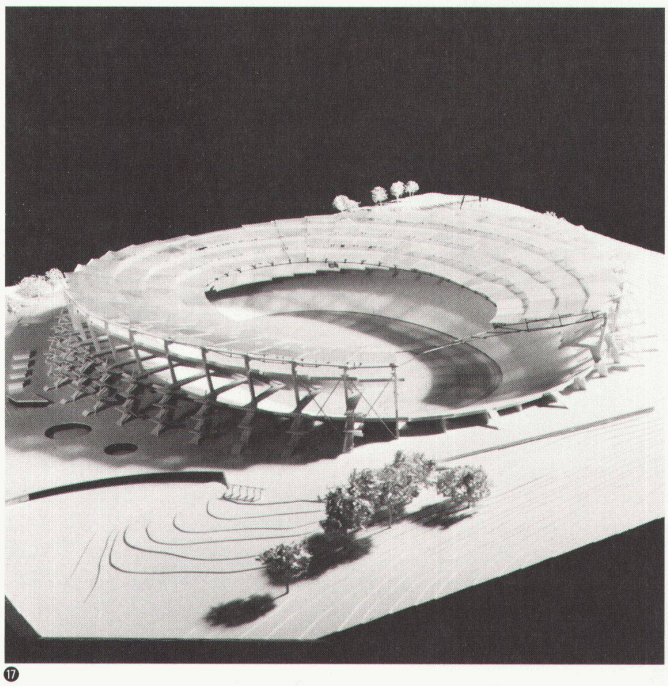
Sie waren 20 Jahre lang in Darmstadt Hochschullehrer. Wo sehen Sie die grössten Defizite der Architektenausbildung?

Ich habe gerade eine Rundreise durch amerikanische Hochschulen hinter mir. Und ich muss sagen, unsere Ausbildung ist immer noch ganz gut – in Relation zu anderen. Die USA bilden aus, um möglichst rasch gut einsetzbare Kräfte für die Büros zu gewinnen. In Darmstadt war das nicht unser Ziel. Wir wollten breit ausbilden. Und die Studenten sollten genug Musse haben, um sich das anzueignen, was ihnen das Büro später vorenthält. Das sind unterschiedliche Ansätze. Man könnte jetzt sagen, die Studenten sollten mehr wissen: Menschenkunde, Philosophie, Geschichte… Aber was

⑯ ⑰
Olympia-Sportpark in Istanbul, Projekt 1987/88
Projektgruppe: Stefan Behnisch, Eberhard Pritzer, Luer Meyer, Sabine Hammer
Kontaktarchitekt: Yapilar Mimarlik, Istanbul, Barbaross Sagdic



⑯



⑰

sollen sie denn noch alles lernen. Ich habe mir dieses Wissen fast ein ganzes Leben hindurch angeeignet, mehr schlecht als recht. Die Fülle der schon vorhandenen Fächer vom Baurecht bis zum Freihandzeichnen verbietet im Grunde jede Erweiterung des Fächerkanons. Dennoch sollte man das Studium recht breit anlegen, um einen individuellen Zugang zum Thema zu ermöglichen. Was mich wirklich gestört hat, war der permanente Mittelbau, zu Beginn der 70er Jahre entstanden, als Assistenten ohne ordentliches Verfahren Professoren geworden sind. Das war ein grosser Fehlschlag. Nur wenige haben sich gut entwickelt. Ein anderes Problem ist die doppelte Belastung der renommierten Architekten als Hochschullehrer. Das Büro kommt zu kurz, und die Hochschule auch. Aber ich kann tatsächlich keinen anderen sinnvollen Weg finden. Beispiele aus den USA können kein Vorbild sein.

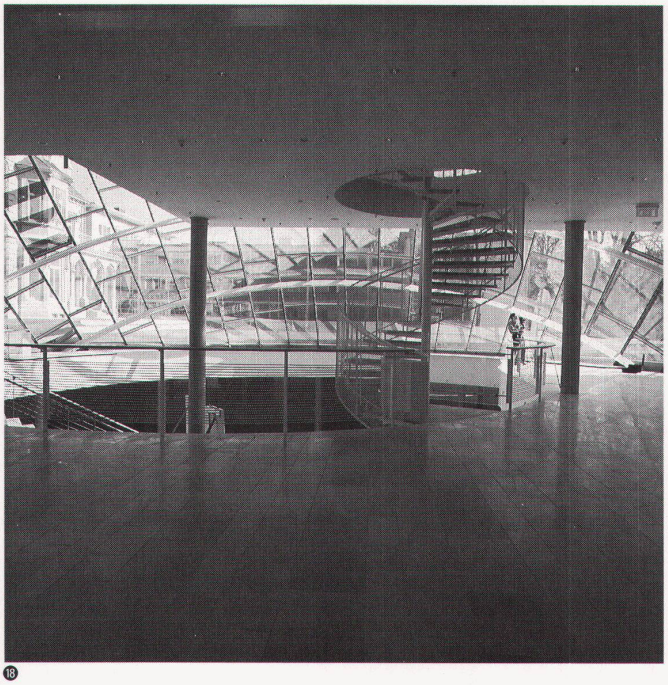
Sie haben Ihre Arbeit sehr kontinuierlich entwickelt. Stört es Sie heute, wenn Ihre Architektursprache bei Wettbewerben gleich mehrfach auftritt, auch wenn Sie sich selbst gar nicht beteiligt haben? Sehen Sie darin eine Bestätigung, oder ist jetzt innerhalb einer neuen Modekollektion schon der Ausverkauf ins Blickfeld geraten?

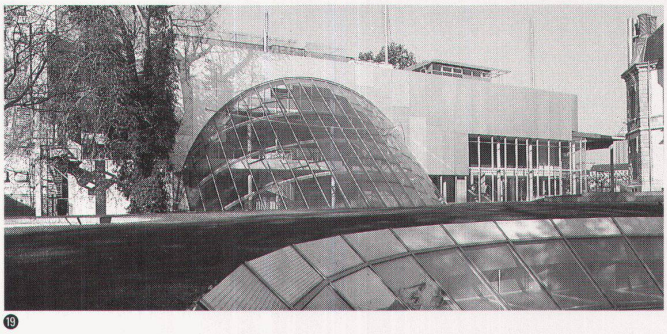
Ich muss gestehen, mir fehlt der Überblick. Ich verfolge die einschlägigen Publikationen kaum. Es ist aber unvermeidlich, bei unseren ausgebauten Kommunikationsmitteln, dass Ideen und Neuerungen sofort umgeschlagen und auch flachgetreten werden. Da kann man machen, was man will. Das erkennen wir schon, aber ich wüsste nicht, welche Konsequenz daraus zu ziehen wäre. Wir haben versucht, uns von Richtungen fernzuhalten. Nachdem der Dekonstruktivismus, zum Beispiel, so hochgespült worden ist, versuchen wir, uns auch davon abzusetzen. Das, was Erfolg hat, wird einfach nachgemacht. Darin kann keine Bestätigung für uns liegen. Im Falle unserer Arbeiten ist das Kopieren nicht einmal so einfach, Planungsaufwand und handwerklicher Einsatz sind sehr hoch. Diese Architektur läst sich nicht entwerfen und dann einfach exekutieren. Wir müssen am Bau bleiben bis zum Einzug. Erkenntnisse für nächste Schritte gewinnen wir wenig aus Zeichnungen, viel aus Modellen, manches erst an Ort und Stelle.

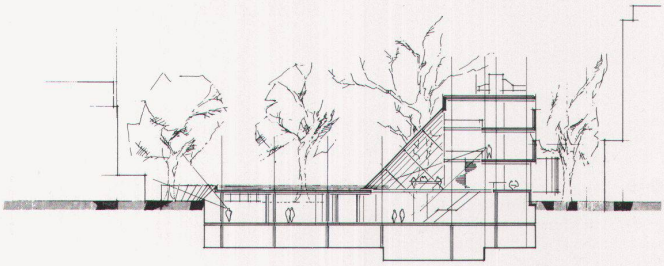
Was erhoffen Sie sich in Zukunft von Ihrer Arbeit?

Vielleicht ist mein Ziel nur, die Sache mit Anstand zu Ende zu bringen. Nicht einschlafen, möglichst viel experimentieren. Sympathische Menschen um sich haben. Das ist der Fall. Was haben wir doch für ein Glück gehabt: 40 Jahre dieses Büro und fast ausschliesslich nur sympathische und gute Leute! Wer hat das sonst schon? Wir konnten uns die eigene Welt schaffen. Das möchte ich nicht verlieren. Was mich inzwischen ein bisschen stört ist, dass man mich mit einem gewissen Respekt behandelt, auch Bauherrschaften. Das ist unangenehm. Dieser Respekt wird zum Hindernis, wenn es darum geht, rechtzeitig anderer Meinung zu sein und andere Meinungen zu hören, auch im Büro.

⑱ ⑲ ⑳
Deutsches Postmuseum, Frankfurt am Main, 1984–1989
Projektgruppe: Peter Schürmann (Projektleiter), Felix Hessmert, Gotthard Geiselmann
Mitarbeiter: Martina Deiss/Eilers, Jochen Hauff, Margit Schosser/Ellensohn
Bauleitung: Rudolf Lettner, Martin Hühn, Uwe Sachs, Sigrid Schäfer
Aussenanlagen mit: Hans Luz und Partner


⑱


⑲


⑳